

Predigt zu Joh 9, 1-7

Zwei Freunde machen eine Tageswanderung. Sie kennen sich schon lange und verspüren keine große Lust, Gespräche zu führen. Der eine hängt seinen Gedanken nach, ist in sich gekehrt, mit sich selbst beschäftigt, nimmt die Außenwelt kaum wahr. Der andere ist ganz Auge. Die wechselnden Bilder prägen sich ihm ein und am Abend ist er ganz erfüllt davon. Er hat seiner Familie viel zu erzählen. Der andere dagegen schweigt sich aus. Er wird sich auch später an nichts mehr erinnern. Sehen also scheint nicht ganz so einfach zu sein. Von Goethe – „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“ – stammt das Gedicht: „Was ist das Schwerste von allem? Was dir am Leichtesten dünkt: Mit den Augen sehen, was vor den Augen dir liegt.“ Sehen allein also genügt nicht. Man muss auch die Augen aufmachen, so seltsam das klingen mag.

Manchmal sehen wir den Wald vor lauter Bäumen nicht. Wir sehen nur Einzelheiten, aber nicht das Ganze. Unserer Sichtweise fehlt etwas. Es braucht z. B. den Glauben, um in der Natur auch die Schöpfung Gottes sehen zu können. Man muss mit glaubenden Augen durch die Welt gehen, um dort die Schönheit Gottes zu entdecken. Ohne den Glauben kann man nicht mit dem Psalmbeter sagen: „Gott, mein Heil, wie groß ist deine Güte im Lande der Lebendigen!“. Ohne den Glauben kann man auch nicht mit Paul Gerhardt singen: „Geh aus mein Herz und suche Freud in dieser schönen Sommerzeit an deines Gottes Gaben.“

„Ein hörendes Ohr und ein sehendes Auge, das macht beides der Herr!“ Ein eigentümliches Wort aus den Sprüchen Salomos, doch wert, darüber nachzudenken. Kann es sein, dass Gott uns erst die Augen öffnen muss, damit wir recht und richtig sehen können?

Wir heute sehen genug, übergenuß. Wir sehen fern, und Bilder von überall her kommen zu uns ins Wohnzimmer. Eine wahre Flut. Tag für Tag bricht es über uns herein. In immer schnellerer Folge, ein Bild jagt das andere. Manchmal wird es uns zu viel, wir haben es satt und schalten ab. Wir spüren: Wir haben keinen Gewinn

mehr davon. Wir sehen zwar viel und sehen doch nicht richtig. Wir ahnen: Fernsehen stumpft auch ab, ja, macht blind.

Wie siehst du das?, fragt einer den anderen, auf dessen Urteil er wert legt. Ich sehe das so. Man kann also eine Sache so oder so sehen. Und wie man sieht und was man sieht, das wirft ein bezeichnendes Licht auf einen selbst. Der Pessimist sieht das Glas halb leer, der Optimist sieht das Glas halb voll.

Man kann sehen und doch blind sein. Man kann aber auch blind sein und trotzdem sehen. In einer griechischen Tragödie bei Sophokles tritt ein alter Mann auf, der mehr sieht, tiefer, weiter als alle anderen. Einer, der in das Verborgene schauen kann. Der Seher Theresias. Aber dieser Seher ist blind. Er wird von einem Jungen auf die Bühne geführt.

„Mit dem Zweiten sieht man besser!“ Das ist nur ein Werbeslogan. Besser ist schon, was der Fuchs dem kleinen Prinzen sagt: „Man sieht nur mit dem Herzen gut, das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“ Vielleicht muss man blind sein, um wirklich zu sehen.

Das alles, liebe Gemeinde, ist wahrlich ein weites Feld. Das ganze lange 9. Kapitel des Johannesevangeliums handelt davon. Die einleitende Geschichte ist da nur der Einstieg, ein Auftakt. Ich lese den heutigen Predigttext:

Jesus sah einmal am Weg einen Menschen, der blind geboren war. Und seine Jünger fragten ihn und sprachen: „Rabbi, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren ist?“ Jesus antwortete: „Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern, sondern es sollen die Werke Gottes offenbar werden an ihm. Wir müssen die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt.“ Als er das gesagt hatte, spuckte er auf die Erde, machte daraus einen Brei und strich den Brei auf die Augen des Blinden und sprach zu ihm: „Geh zu dem Teich Siloah – das heißt übersetzt: gesandt – und wasche dich!“ Da ging er hin und wusch sich und kam sehend wieder.

Da sitzt also ein Blinder am Straßenrand. Er wurde blind geboren. Niemals hatte er die Sonne gesehen oder das Gesicht seiner Mutter, die Säulen des Tempels hatte er nur berührt. Berge, Blumen und Bäume waren für ihn ohne Bilder, ebenso die See, der Sternenhimmel oder ein spielendes Kind. Seine Geburt war für seine Eltern eine bittere Enttäuschung gewesen und hatte ihnen großen Kummer bereitet. Und was es noch schlimmer machte, war, dass die Leute über sie redeten: Die Eltern mussten selbst schuld sein, bestimmt hatten sie gesündigt. Man wird nicht grundlos mit einem blinden Kind bestraft! Der Blinde konnte keinen Beruf erlernen, mit Betteln verdiente er seine Kost. Nun war Sabbat, jeder ruhte, es war heller Tag. Jeder sah ihn, keiner kümmerte sich, alle sahen vorbei. Alle, bis auf einen: Jesus. Jesus sah ihn. Er sah nicht erschrocken weg, er wandte seinen Blick nicht ab, er sah hin. Das nun sahen auch seine Jünger und so fragten sie ihn: „Wer hat gesündigt, dass dieser Mann blind geboren ist? Er oder seine Eltern?“

„Womit habe ich das verdient? Wofür will Gott mich strafen?“ So fragen Menschen oft, wenn sie Schweres erdulden müssen, wenn plötzlich jemand sehr krank wird, wenn Unfälle sich häufen, wenn ein Angehöriger stirbt. Solche Fragen quälen. Denn zum Schmerz selber kommt noch die bohrende Frage nach der eigenen Schuld. Und am eigenen Leid auch noch selber schuld zu sein, macht es nur umso schlimmer. – Aber auch das kommt dann leider vor: Menschen zeigen auf andere Menschen und behaupten schadenfroh: „Das kommt davon! Selber schuld! Hätte er nicht so viel geraucht! Hätte er nicht so viel getrunken! Wäre sie nicht so schnell gefahren!“

Tatsächlich wird viel Leiden von Menschen selbst verschuldet und könnte vermieden werden. Tatsächlich kann es einen Zusammenhang zwischen Sünde und Leiden geben – jeder Arzt und jeder Seelsorger weiß das, und es ist für den Patienten gut, es auch zu wissen – aber wenn diese Möglichkeit zu einem System ausgebaut, wenn jegliches Unheil auf eine Sünde zurückgeführt und als Strafe betrachtet wird, dann ist das töricht und grausam. Und genau mit dieser Art des Denkens machte Jesus kurzen Prozess.

Eigentlich sahen die Jünger den Bettler gar nicht. Er war ihnen egal. Sie philosophierten über ihn und seine Eltern. Ihre Lehre, die ihnen die Angst eingegeben hatte, machte sie blind für sein Elend. Wie also könnte Jesus ihnen die Augen öffnen? „Ich bin das Licht der Welt“, sagte er und er spuckte auf den Boden, mischte den Speichel mit etwas Lehm und strich den Schlamm auf die Augen.

Johannes betrachtet Jesus als das Spiegelbild Gottes und stellt ihn als solches dar. Wie Gott den Menschen einst aus Lehm formte, knetet Gottes Gesalbter Schlamm aus Speichel und Lehm und bestrich damit die Augen des Mannes. Er, der auf Erden die Quelle heilenden Wassers war, salbte mit Lehm und dem Wasser seines Mundes die Augen des blinden Bettlers. In Israel wurden von alters her Könige gesalbt. „Du bist ein Königskind“, sagte Jesus. „Geh und wasch dich im Bad von Siloah, im Wasser des Gesandten.“

Das Wasser, das der Blinde nun daraus schöpfen durfte, war Wasser, das befreit, das lebendig und sehend macht. Es steht für den Messias selbst, den Gesandten Gottes. So ging der Mann hin, wusch sich und kam sehend zurück. Das Wasser war seinen Augen eine Wohltat, und so sah er zum ersten Mal in seinem Leben. Wir können uns kaum vorstellen, wie er – das Wunder kaum glaubend – durch die Straßen zog, ohne dass ihn jemand an der Hand führte, überwältigt vom Anblick der Formen und Farben der Menschen und Tiere und der Häuser der Stadt. Bestimmt auch etwas irritiert. Diese Art Sehen musste er erstmal lernen.

In unserer heutigen Geschichte geht es also gar nicht um Schuld. Im Gegenteil. Deutlich wird den Jüngern und damit auch uns heute vor Augen gehalten: Hier geht es um eine Chance zum Leben. Um die Chance wirklichen Lebens. Deshalb, liebe Gemeinde, deshalb ist die Frage der Jünger falsch und verhängnisvoll. Sie verstrickt in einen Schuldzusammenhang, der gar nicht besteht, und macht unfähig, wirklich heilsam und hilfreich zu handeln. Zu Recht weist Jesus die Frage zurück: „Niemand hat Schuld!“ Hier geht es nämlich um was ganz Anderes, um viel mehr, hier geht es um die Werke Gottes, die offenbar werden sollen. Aber nicht in der Weise, als ginge es hier um ein großes Theater, um ein Schauwunder zur Ehre Gottes, zelebriert an

einem zufällig gefundenen „Objekt“. Vielmehr soll die Liebe Gottes offenbar werden, seine Zuwendung zu uns Menschen. Offenbar werden soll Gottes Mit-Leiden mit seiner Schöpfung. Nicht nur das Seufzen der leidenden Kreatur, sondern das Mit-Seufzen Gottes selbst. Offenbar werden soll Gottes wandelnde Kraft, seine heilende und befreiende Wirksamkeit, seine Hand, die die Tränen abwischt, sein Licht, das die Finsternis weichen lässt.

„Wir müssen die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat“, so heißt es in Vers 4. Nicht Jesus allein, nicht „ich“, sagt er, vielmehr „wir“. Wir alle müssen mitwirken, müssen mithelfen. Das ist die Aufgabe, die der Jüngerschaft und den Nachfolgerinnen Jesu zufällt: Nicht kluge theologische Disputationen über das Leid und das Übel und sein Woher in dieser Welt zu führen, sondern dieses Leid und dieses Übel zu beseitigen, zu bekämpfen, wo immer möglich. Wohl wissend, dass unsere Möglichkeiten begrenzt sind. Aber im Vertrauen auf Gottes Kraft, die auch in den Schwachen mächtig werden kann. Vertrauend darauf, dass seine Kraft größer ist als all unsere Anstrengungen und seine Liebe stärker als unsere Geduld.

Jeder von uns muss sich fragen: Was bedeutet die Begegnung mit Krankheit und Leiden für mich? Wo liegen meine Herausforderungen zu handeln? Nein, erst einmal empfindsam hinzuschauen und dann zu handeln? So gesehen: Wird dann dieser Text nicht so etwas wie ein Grundtext zum seelsorglichen und diakonischen Auftrag der Kirche – für uns selbst?

Übrigens: Jesus wirkt die heilende Tat in dieser Geschichte ganz und gar ohne Vorbedingung. Er fragt nicht einmal nach dem Glauben des Blindgeborenen oder seiner Eltern, rühmt ihn auch nicht und stellt ihn nicht heraus. Jesus tut einfach, was nötig ist.

Deshalb mahnt Jesus seine Jünger, mahnt die Umstehenden, mahnt uns heute: Macht euch durch Schuldzuweisungen das Leben nicht unnötig schwer, weder euch selbst noch anderen! Vertraut auf Gott! Er ist den leidenden Menschen nah, er hilft und tröstet. Er zeigt den Weg aus dem Leid und gibt auch Kraft, ihn zu gehen. Und wenn wir jetzt unsere Welt betrachten mit ihrer Finsternis hier und dort, mit den hohen Bergen und den tiefen Tälern, die sich allenthalben hier und dort auftun, mit den

Versuchungen, den Weg und das Ziel zu verfehlen, dann verstehen wir auch, warum Jesus hier so eindringlich spricht: Es ist das Licht noch eine kleine Zeit bei euch.

Wandelt, solange ihr das Licht habt, damit euch die Finsternis nicht überfalle. Denn wer in der Finsternis wandelt, der weiß nicht, wo er hinget.

Immer stehen wir in Gefahr, IHN zu verlieren. Dinge geschehen, die wir nicht mit unserem Glauben an ihn zusammenreimen können. Wir müssen Abschied nehmen von Menschen, die wir geliebt haben - und immer zu früh. Das Leid in unserem Leben, das Böse in unserer Gesellschaft nimmt überhand - wo ist ER und seine Macht? Warum gebietet er nicht Einhalt?

Liebe Gemeinde,

es hilft nur eins: Wir müssen ihn in Zeiten, in denen wir ihn als Licht unseres Lebens haben, festhalten – im Gebet, in unserem Tun nach seinem Willen, in all unseren Gedanken und unseren Taten. Heute, an diesem Sonntag, ist uns das Licht ganz nah. Sonst wären wir nicht hier. Lassen wir es in unserem Leben leuchten, nehmen wir es mit, von hier in unseren Alltag, in unsere Arbeit und die freie Zeit. Jesus Christus ist unser Licht. Er bleibt es, auch wenn es einmal finster wird für uns. Mit ihm an der Seite, in seiner Spur und mit seinem Licht vor Augen werden wir auch dann noch den Weg finden, den wir gehen können und der uns an sein Ziel führt.

Denn „solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt“, solange ihr mir nachfolgt, werdet ihr nicht im Finstern wandeln, sondern werdet ihr das Licht des Lebens haben.

Jesus Christus selbst ist für uns das Licht der Welt. Er macht unser Leben hell. Er wärmt uns das Herz. Er zeigt uns den Weg, den wir gehen können. Er weist uns ein Ziel, für das es sich zu leben lohnt. Also: Glaub an dieses Licht, solange ihr's habt, damit ihr Kinder des Lichtes werdet!

Und das ewige Licht Gottes, das unsere Dunkelheit durchbricht, uns erleuchtet und bewegt, das bewahre unsere Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen.